

ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Text: Fräulein Kurzfüßchen. Erzählung von A. Trinius. — Herbstlied. Von Ilse Frapan. — Das letzte Fuder. Von B. v. Griesholm. — Friedrich Theodor Vischer. Von G. Subermann. — Zur Ästhetik der Mode. VIII. Von Hans Schliepmann. — Echte und unechte Farben. Von Dr. Otto K. Witt. — Four-in-hand. Von L. Hiemssen. — Deutsche Lehrerinnen im Auslande. Von W. Wehergang. — Wirtschaftsplaudereien. — Zum Klatsch für Alt und Jung. — Korrespondenz. Illustrationen: Der Erbonkel zu Besuch. Gemälde von E. J. Bofs. — Porträt Prof. Dr. Vischer. — Four-in-hand. Von Campenrieder.

Fräulein Kurzfüßchen.

Von A. Trinius.

Nachdruck verboten.

„Gabriele, kommst du noch nicht?“ tönte eine helle Mädchenstimme aus dem Gewirr der durcheinanderscherzenden und plaudernden Gäste des Sanitätsrats Krause, welche sich soeben unten auf dem Hausflur verabschiedeten.

„Ein bißchen Geduld, Magda!“ antwortete es von dem letzten Treppenabsatz, und bald darauf stieg eine zierliche Mädchengestalt mit leisem Hinken die wenigen Stufen noch hinab und trat unter die Gruppe lebhaft erregter Herren und Damen, wo sie von einer stattlichen Blondine sofort bei der

Hand gefaßt und zu einem abseits stehenden vollbärtigen jungen Mann geführt wurde, dessen Augen, wie es schien, bereits die Nachzüglerin gesucht hatten.

„Aber Magda!“ hatte die letztere noch halb abwehrend, halb unwillig gerufen, doch alles Sträuben war umsonst gewesen.

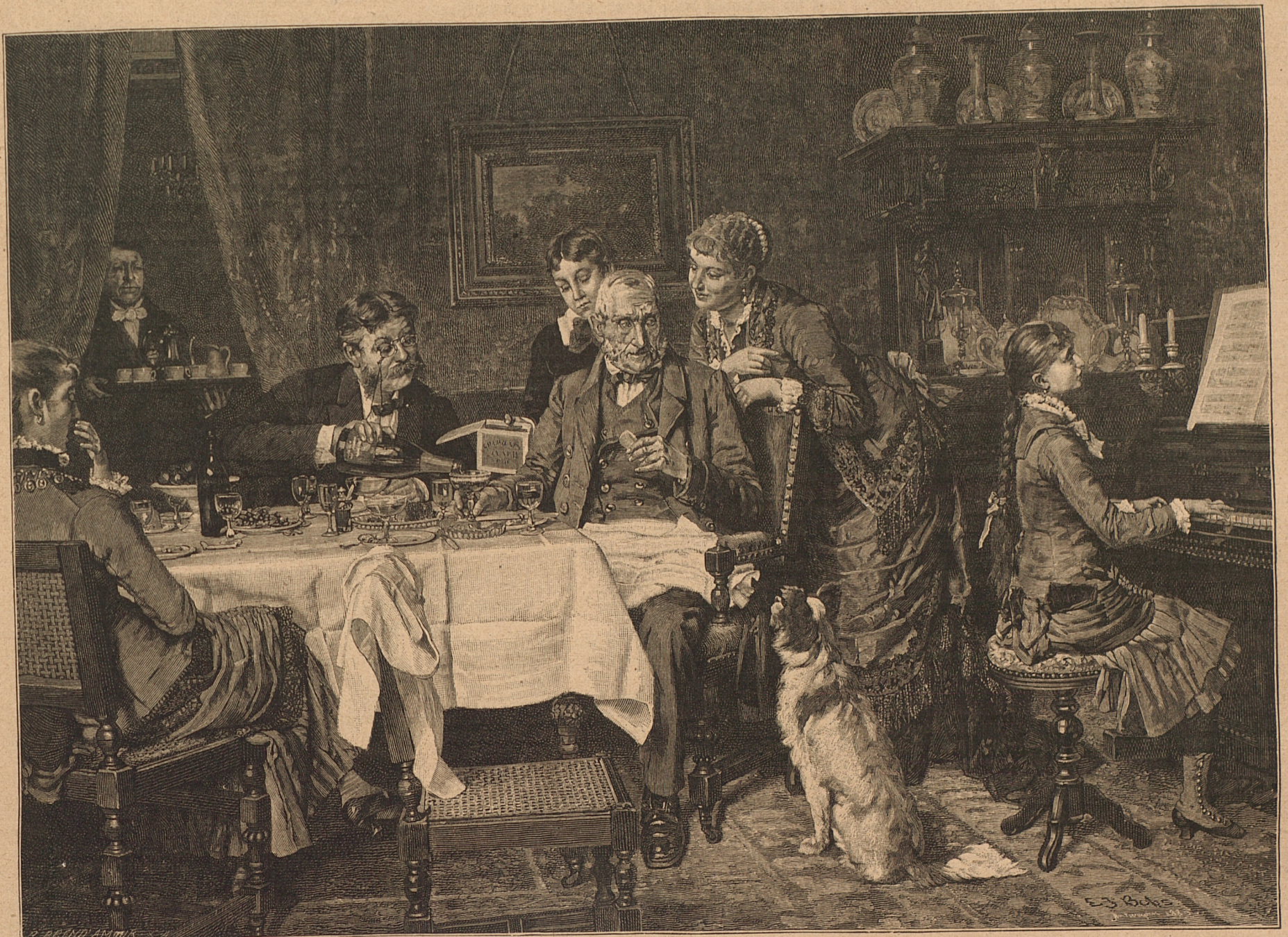
Ihre Freundin stand jetzt neben ihr vor dem lächelnden Manne und sagte übermütig: „Das Ceremoniell unseres Hofes schreibt zwar den tiefsten Knix für euch Sterbliche vor, doch trotz dieser Unterlassungssünde sollst du nicht unbeglückt von unseres Thrones Stufen dich wenden. Hier, Dr. Weilert, mein König und unerschrockener Ritter, wird dir seinen Schutz gewähren und dich nach meiner Verabschiedung nach Hause begleiten. Und somit schließe dich uns an!“

Der junge Gelehrte hatte den Hut gezogen und sagte mit einer leichten Verbeugung: „Würden Sie es mir gestatten, verehrtes Fräulein?“

„Ich nehme es dankbar an, Herr Doktor!“

Die Blondine lachte: „Gott, bist du förmlich, Gabriele! Komm, folge uns als erste Hofdame. Platz da, meine Herrschaften, der Hof naht!“ Sie hatte den Arm ihres Begleiters ergriffen, legte den ihren hinein, während die heiter zusehenden Gäste jetzt Spalier bis zu der von dem Dienstmädchen geöffneten Hausthür bildeten. Gefolgt von dem soeben zum Hofräulein ernannten Mädchen schritt das schöne, hohe Paar scherzhaft nach beiden Seiten grüßend durch die Reihen der sich ehrfurchtsvoll verbeugenden Menge.

„Wie will das Volk heute sich verhält, mein König!“



Der Erbonkel zu Besuch.
Gemälde von E. J. Bofs.

Friedrich Theodor Vischer.

Nachdruck verboten.

Jungdeutschland, was soll aus dir werden, wenn du deine Ältesten begraben haben wirst!
 Es ist kein günstiges Zeugnis für das neuerstandene Deutsche Reich, daß seine Helden, seine Feuerseelen, seine Kraft- und Kernmenschen Greise sind, deren Leben und Streben weit in vergangene Epochen hineinreicht.

Deutschland hat in der letzten Dekade alle Hände voll zu thun gehabt, seinen Jubilaren Silberfränze aufs Silberhaar zu drücken; einem neuerstandenen Genies den frohgrünenden Lorbeer zu reichen war ihm nicht vergönnt.
 Eine blasierte, kritische, am Konventionellen hängende Generation ist herangereift, kalt im tiefsten Innern und deshalb um so lauter mit erborgtem Enthusiasmus prahlend; eine Generation, welche es verschmährt, in selbstthätiger Entwicklung ihren höchsten Adel zu suchen, und lieber zu Gunsten des Gemeinplätzlichen, des Borgeordneten und Berordneten auf eigenstes Denken verzichtet. — Niemals war es leichter als jetzt, in Deutschland Stimmung zu machen, niemals schwerer, eine große und heilige Begeisterung zu erregen.

Jungdeutschland war als Greis zur Welt gekommen, Altdeutschland hatte sich neu verjüngt. — Einem dieser Alten, die jünger zu werden schienen Jahr um Jahr, hat Nord und Süden noch jüngstens zugejauchzt, als er, der schaffensfreudig wie ein Zwanziger, seinen achtzigsten Geburtstag feierte, und heute steht es weinend an seinem frischsten Grabe. — Wer kennt seinen Namen nicht, den Namen „V-Vischer“, zum Unterschiede von der Legion der großen und kleinen Berühmtheiten, die sich mit einem V schreiben. — „Vischer der Ästhetiker“ sagt man wohl auch, weil er ein vielbändiges Werk geschrieben hat, welches die Wissenschaft vom Schönen für alle Zeiten auf festen Untergrund gebracht hat. Doch weiß man von dem großen Gelehrten nicht allzuviel.

Vischer, der Dichter, ist es, den Altdeutschland kennt, um den es trauert. Und in dem Dichter den Menschen, den großen, schlichten, fanatisch ehrlichen Menschen, den Greis mit der Rede des Donnerers, dem Auge des Propheten und dem Herzen des Kindes.

Siebenzig Jahre hatte er über sich ergehen lassen, ehe er sich der Nation als Dichter zu erkennen gab. Daß dem grauköpfigen Gelehrten der Schalk im Nacken saß und daß man sich dieses und jenes von ihm gewärtigen könne, das freilich ahnte man schon lange, das hatten die Pieder Philipp Scharrenmeyers, das hatte der dritte Teil des Faust bewiesen. Dort verkleidete er sich in einen braven Wiedermann, einen Homer mit Stielfuß und Pfeifenstummel, welcher im Leierkastentone die Großthaten des französischen Krieges besang, hier ward er zum toll-dreisten Parodisten, welcher mit genialer Beherrschung der Sprache und verblüffender Schlagkraft in Bild und Reim die Schnürbel und Manieriertheiten des zweiten Teiles von Goethes Faust übertreibend geißelte und daneben mit manchem wohlgezielten Peitschenhieb über die Bonzen der Goethevergötterung herfiel. In beiden Fällen vergingen Jahre, ehe der Autor seinen wahren Namen preisgab, denn wie er sich dort Scharrenmeyer genannt, hatte er hier unter dem tollen Pseudonym: „Deutobald Symbolgatti Allegoriowitsch Mjstifjzinskj“ mit seinen Lesern Versteckens gespielt.

Das Jahr 1879 endlich sollte Deutschland in vollem Lichte zeigen, was es an diesem Manne besaß. Sein dichterisches Hauptwerk, der Roman „Auch Einer“ war erschienen. Die Habitués der Leihbibliotheken wußten freilich nicht — und wissen es noch nicht — was mit dem Buche anzufangen.

Es schien so verzwickelt in seinem Aufbau, so schrullenhaft in seinem Stile, so albern in seinem Grundkonflikt, daß einfachere Gemüther entweder den Autor für verrückt oder sich selbst für Objekte eines schlechten Scherzes halten mußten. Und dennoch ist in diesen zwei Bänden eine solche Fülle reifster Weisheit, glänzendster Erfahrung und farbenreichster Anschauung enthalten, daß ganze Generationen ihren Vorrat von Gedanken und Bildern daraus schöpfen können. Freilich von einem dichterischen Kunstwerk scheint das Buch der Form nach himmelweit entfernt, aber es scheint auch nur so, in Wahrheit war gerade die gewählte Form die einzig richtige, um die Gestalt des Helden plastisch voll, so reich in ihren Beziehungen zu Welt und Menschen herauszuarbeiten, wie wir sie vor uns sehen. Der Autor macht auf einer Reise durch die Schweiz die Bekanntschaft eines merkwürdigen Gesellen, eines Mannes, den der Schwung idealer Gesinnung weit über die Misere des Kleinlebens hinwegzuheben scheint und der dennoch, so klagt er, sein Leben in dem jämmerlichsten Kampfe mit dem ihn umgebenden Objekte zubringen muß.

Diesen drolligen Kauz, der durch eine Reihe großmüthiger und kernhafter Züge bald unser ganzes Herz für sich gewinnt, als ganzen Menschen in den verschiedenartigsten Belandungen, als Freund, als Kumpan, als Hausgenosse, als Erschaffer und Verwalter und schließlich aus dem innersten Kern seines Wesens heraus uns kennen zu lehren, ist Aufgabe des Romans. So sehen wir ein Phantasiegebilde Fleisch und Blut geworden, ringend und schaffend mit der ganzen Liebesfülle eines schlichten, warmen Herzens, mit der blühenden Gedankenpracht eines weltumspannenden Geistes sich vor uns entwickeln. Es ist viel leicht nicht zu kühn, wenn wir behaupten, daß in der ganzen Weltliteratur keine Gestalt existiert, die so rund, so aus dem Vollen geschaffen und mit einem solchen Reichtum bedeutungsvoller Einzelzüge ausgestattet wäre.

Der Roman „Auch Einer“ wurde als verblüffendes Phänomen noch immer angestarrt, da erschien der greise Philosoph schon mit einer neuen Überraschung auf dem Plage. Er enthielt sich als ein Dyrker von Gottes Gnaden.

Während eines langen, an inneren und äußeren Kämpfen überreichen Lebens war die Dichtkunst seine heimliche Begleiterin gewesen. Nie hatte er den leisesten Gedanken gehegt, Poetenruhm zu ernten; sich allein zum Troste, sich allein zur Freude, als Produkte geistiger Selbstbefreiung sind diese Verse entstanden, die gerade da, wo sie ungelent erscheinen, mit unmittelbarster Gewalt in die Seele dringen, weil unter späterer Nachglättung das Urgepräge der drangvollen Stunde, in der sie sich formten, nicht selten verloren gegangen ist. Nirgends eine Spur künstlicher Gefühlsüberreizung, überall Schlichtheit und anspruchslose Wahrheitstreue — mögen sie im Donner antiker Rhythmen über Wolken daherbrausen, mögen sie im linden Gesäusel altdeutscher Reimpaare sich schmeicheln an uns schmiegen. Doch war das Schmiegen und Schmeicheln im ganzen des Dichters Sache nicht. Sein Element war der Kampf. Nur in der Schlacht schien ihm recht wohl zu sein. Er hatte mit Schillers „Os sonaturum magna“ auch Schillers großen Jörn geerbt. Die heilige Entrüstung, die unsrer Zeit abhanden gekommen ist, wie ihre Rehrseite, die Begeisterung, fand in diesem kränklichen Greise einen letzten Repräsentanten. Er schluckte keine Kränkung hinunter, um die Rache bei Gelegenheiten als feingeformte Bosheit höflich in den Winkel zu speien. Brust an Brust, Auge in Auge stellte er dem Gegner sich gegenüber, und wehe ihm, wenn diese Löwentage ihn packte!

Doch glaube man nicht, daß dieser Feuerkopf schnell fertig gewesen wäre mit Wort und Urteil. Sauer genug hat er

wird er lebendig sein unter uns, lang über seinen Tod hinaus. In den Kämpfen auf religiösem, künstlerischem, ethischem, auf dem Gebiete des Staatslebens, überall hat er große und entscheidende Schiedsprüche gethan, welche beiden Parteien zu ihrem Rechte verhalfen.

Er, der jenes gewaltige Vaterunser schrieb, welches beginnt

„Wir haben keinen
 Lieben Vater im Himmel —“

und der allzeit zufrieden war, wenn er Gott nur als das Gute preisen konnte, war dennoch in stände die Gefühlswelt des Christentums bis in ihre sublimsten Höhen nachempfindend zu durchfliegen.

Er, dessen Kunstanschauung fest auf dem Boden der formenfrohen Antike stand, hat dennoch in der befehlenden und verklärenden Idee, wie die Gemüthsvertiefung der christlich-germanischen Welt sie in die Kunst hineingetragen hatte, das Höchste alles künstlerischen Schaffens gefunden, und indem er der Schönheit als der „harmonischen und beselzten Erscheinung“ eine grundlegende Definition gab, das formentrunkene Christentum mit dem in Grübeln sich einspinrenden modernen Bewußtsein zu vereinen vermocht.

Er, welcher der Leidenschaft, als wurzelnd auf dem dunkeln Grunde unbewußten Naturlebens, volle Berechtigung zugestand, hat sich dennoch auf diesen Fundamenten ein Moralgebäude zu erbauen gewußt, welches an strenger, ja fast düsterer Großartigkeit hinter Kants Gedankenkonstruktionen nicht zurücksteht.

Er, der ein Menschenalter hindurch für ein Kaiserthum, das von der Adria bis zu den Welten reichen sollte, geschwärmt und gearbeitet hatte, zögerte nicht, dem neuen Vaterlande voll Begeisterung entgegenzulaufen, wenn es auch dem Großdeutschen, der in der Paulskirche und im Rumpparlament mitgethan hatte, manch bittere Enttäuschung bringen mußte. Und wiederum — trotz dieser Begeisterung — verschloß er sein Auge nicht gegen die Übel, welche die Willenlosigkeit eines bebrauschten Volkes nach sich ziehen mußte, und stand warnend und wehrend am Wege, als die Nation Arm in Arm zum Kyffhäuser taumelte, wartend, daß der alte Berg sich öffne. „Es gräbt, bohrt, sicht in mir“, läßt er den Helden seines Romans bei Betrachtung der Hohenstaufengräber sagen, „daß unsre Geschichte Gipfel hat, die keine Gipfel für unsre Nation sind.“ Und ein andermal: „Die Deutschen können das Glück und die Größe nicht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben und nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: Unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge...“

Wahrlich, ein Mann, der so tapfer und ehrlich auf dem verlorenen Posten des getreuen Eckart Wache hielt, verdient es wohl, unserer Nation für alle Zeit ein Führer zu sein. Freilich, wer Mjstik und Gefühlsnebel sucht, wird seine Rechnung bei ihm nicht finden. Aus seinen Worten weht eine klare, kühle Luft, wie sie auf Alpenhöhen herrscht. Wer den Schwindel fürchtet, der steige ihm nicht nach.

Wer beginnen wollte, die Kraft- und Schlagwörter des Dichters, die oft mit Blütheshelle ganze Ideenlabyrinthe durchleuchten, aufzuführen, er würde kein Ende finden.

Und über allem, was er dachte und schrieb, ruht verklärend und verhöhnd die Sonne edelsten Humors. Der Humor ist in ihm allmächtig geworden, er bahnte dem Mephisto einen Weg zum Throne des Herrn, er baut eine Regenbogenbrücke über die Kluft, welche Himmel und Hölle trennt. Er lacht, er tollt, er albert, er flucht und wettet auch, er stellt sich dumm und wird Hanswurst — um sich im nächsten Augenblicke in Göttergröße wieder aufzurichten, den Blickstrahl gezückt gegen Niedertracht, Genußsucht und Stumpfsinn.

Und nun ist er dahin, der alte Herr, der uns bis zu seinem Tode noch jedes Jahr mit einem neuen Werke beschenkte. Dieses Geherauge wird sich nie mehr frohgemut zum Himmel aufschlagen, diese Donnerstimme wird nie mehr ihren Heroldsruf über Deutschland hin ertönen lassen.

Doch seien wir stolz, daß wir ihn hatten, seien wir froh, daß wir im Schatten seiner Arbeit ruhen können! Und trösten wir uns mit der Zuversicht, die in ihm selbst lebendig war, es mögen der Nachwelt außer im Streite der Geister, seiner würdig, erstehen.

„Auch ihr soll es an Ulrich Hutten,
 An Franz von Sickingen nicht fehlen.
 Amen!“

H. Sudermann.



Prof. Dr. Friedrich Vischer.

sich's werden lassen, bis er Stellung nahm zu den Fragen, die Himmel und Erde uns täglich aufs neue vorlegen, und oft mußte er den Posten ändern, weil bessere Einsicht dem Beharren Feind ward. In seiner Gedichtsammlung, in dem Tagebuche des Romans sieht's böse aus. Von jener olympischen Heiterkeit, mit welcher Göthe die Erscheinungen dieses Lebens abthat, findet sich bei ihm nur selten eine Spur; er schwebte nicht, von Erdenstoff entbunden, hoch in dem reinen Aether, er plakte und schindete sich mit den Ideen, und Arbeit — ehrliche Arbeit ist sein A und D. Rührenden Ausdruck giebt dieser Stimmung ein Gedicht, das sich „Schlußergebnis“ betitelt:

„Sage, was ist am Ende der Bahn
 Als das Wahre und Beste dir erschienen?“
 Nachdem verblühen so mancher Wahn,
 Das Leben durch Arbeit abverdienen.

„Traurig“. — — Ich weiß nicht, mir ist dabei
 So heiter zu Mut wie in Jugendzeiten,
 Die Seele befindet sich hell und frei
 Im Dienste des Ganzen, im Meer, im weiten.

Bei solcher Gesinnung hat man freilich bis zu seiner Todesstunde ein Jugendelixir im Leibe und bleibt vor dem Schicksal bewahrt, sich lebendig mumifiziert zu setzen. Dann kann man als ein hoher Siebziger sogar in die Klage ausbrechen, mit welcher er das Gedicht „Spätlinge“ schließt:

„Wohin? Wohin?“ — Ringsum ist Greisenalter!
 Du willst dich regen und du bist verloren.

Weil aber die Konflikte, welche die moderne Welt zerreißt, alle in seiner Brust durchgekämpft worden sind, weil er niemals in der glücklichen Lage war, in vorgeschaffter Einseitigkeit auf die strittigen Fragen herabzusehen, darum dürfen wir in Geistesnöten uns um so vertrauensvoller an ihn wenden, darum

Aphorismen.

An dem Gegenstande unserer Liebe erblicken wir stets neue Reize, wie ja auch das auf den Abendhimmel gerichtete Auge, je länger es hinsieht, immer mehr Sterne entdeckt, die es früher nicht wahrgenommen.

Es giebt verlassene Menschen, in deren Herz niemals ein Lichtstrahl fiel, wenn die Liebe nicht wäre.

Kunst und Poesie führen uns bis an die Thore der Glückseligkeit; Liebe erschließt uns diese selbst.

Wo Menschen singen und jubeln, da ist immer ein Stück Liebe mit im Spiele.

Rud. Maria Schubert.



Four-in-hand.

Nach einer Aquarelle von Gampenrieder.

nur darum, sie richtig anzuwenden. Niemand wird von einem ...

Bei der Wahl des Farbstoffes sollte der Färber stets den Zweck wissen, dem der gefärbte Gegenstand dienen soll.

Aus dem Gefagten geht hervor, daß das, was wir als echt bezeichnen, nicht in allen Fällen das gleiche ist.

Die wichtigsten dieser Einflüsse sind die folgenden:

1. Reibung. Gewebe, welche in faltiger Form getragen werden, Damenkleiderstoffe, Futterstoffe und viele andere reiben sich in ihren Falten weit mehr als solche, deren Verwendung in glattem oder gespannten Zustande stattfindet.

2. Ein anderer wichtiger Einfluß ist der des Wassers, welcher bei allen Stoffen in Betracht kommt, welche gewaschen oder dem Regen ausgesetzt werden sollen.

3. Es giebt Farbstoffe, welche empfindlich gegen Wärme sind. Die Prüfung auf Wärmeechtheit ist leicht und geschieht, indem man eine Probe des Stoffes zwischen zwei Blättern weißen Papiers oder weißer Leinwand mit einem heißen Bügeleisen plättet.

4. Der wichtigste und energichste aller Einflüsse ist und bleibt indessen das Sonnenlicht, dessen Strahlen auf die Dauer kein Farbstoff, selbst nicht der echteste und dauerhafteste, zu widerstehen vermag.

Zur Ausführung dieser Prüfung nimmt man ein Pröbchen des Stoffes, bedeckt dasselbe mit einem mäßig dicken Karton, in welchen man mit einem scharfen Messer ein rundes oder viereckiges Loch geschneitten hat.

5. Von großer Wichtigkeit ist endlich bei allen Stoffen, welche gewaschen werden sollen, die Echtheit gegen Seife und Soda.

Diese Prüfung besteht bekanntlich darin, daß man ein Stoffpröbchen mit Seife und Soda lauwarm wäscht und nach dem Trocknen und Plätten mit einem Stückchen des nicht gewaschenen Stoffes vergleicht.

Diese Probe ist auch deshalb von Wichtigkeit, weil sie Aufschluß darüber giebt, ob nicht dem Stoffe durch die Appretur ein schöneres Aussehen gegeben worden ist, als thätlich gerechtfertigt ist.

deren Körper lediglich aus Kleister besteht und beim Waschen völlig verschwindet.

Es erübrigt mir einige Worte über die Anwendung der beschriebenen Proben auf gedruckte Stoffe zu sagen.

Auch bei diesen gedruckten Waren werden wenige Versuche in der beschriebenen Weise genügen, um schon beim Einkauf den Wert der Ware erkennen zu lassen.

Four-in-hand.

(Zu dem Bilde von Campenrieder.)

„So! Und nun wissen Sie, meine ich, alles, was sich an Mitteilenswerten bei uns zugeht, seit Sie uns, mitten in der Hochsaison, davongingen! Ewig unentschuldigbar!“

„Ich thue es, lieber Baron, und fühle mich Ihnen sehr verbunden. Sie haben eine ganze Reihe anmutigster Erinnerungen in mir wachgerufen.“

„Gewiß nicht! Aber die Sache ließ anders ab, als Sie vermuten mögen, beher Legationsrat.“

„Gar nicht! Eine der vielen Launen des Glücks, mit denen man stets rechnen muß.“

„Der erkorene Begünstigte hatte sie auch, aber er wurde eines bessern belehrt.“

„Um! — Aber, bitte, erzählen Sie, lieber Baron! Wer ist der große Unbekannte? Gehörte er zu unserm Zirkel?“

„Keineswegs! Kam erst nach Ihrem Abzuge; preußischer Generalfeldwebel von Distinktion, Hauptmann von N...“

„Habe von ihm in Berlin gehört! Militär von großen Ausfichten... doch erzählen Sie weiter, Baron!“

„Gern! Also der Herr von N... kam wenige Tage nach Ihrer Flucht in B. an, fand die verbindlichste Aufnahme in der Societät, machte eine superbe Partie nach den Röhrenbergen mit und kam schon hier mit der kleinen Millionärin in Berührung.“

„Ala! — Wahlverwandtschaft — siehe Goethe!“

„Nun ja! Etwas dergleichen. Jedenfalls trat Herr von N... gleich von vornherein in die erste Reihe der von unserm Komteffe Tini Begnadeten.“

„Und er ließ sich das nicht ungerne gefallen... wie?“

„Nun damit war es eigen! Je demonstrativer die kleine Millionärin wurde, desto mehr trat der schneidige Generalfeldwebel in die Reserve, wurde kühl bei ihren Excentricitäten in allerlei Sport, schüttelte den Kopf, wie er sie in verwegenerm Ruderkostüm ihr Scullerboot regieren sah; mehr noch, da er von ihren Thaten mit dem Hicorybogen auf dem Schießplatz hörte, und zog sich ruhig aber entschieden zurück, als Schön-Tini eine Laune auf den Fahrpfort bekam und bald allmorgentlich in einem eleganten Park-Phaeton, den zwei von ihr gelenkte temperamentvolle Orlows wie Blitze dahintrissen, die große Allee dahergerafft kam.“

„Ein Teufelsmädchen! Wie reizend sie wohl ausgesehen hat! Eine moderne Mänade — upon my honour!“

„Freilich! Unserm Hauptmann war sie aber ein wenig zu manabenhast, und als sie sich eines schönen Tages zu aller Ueberraschung auf dem turnhoheren Boock eines 'Four-in-hand' präsentierte, den feurigen Biererzug wie ein geleitetes Rutschdirigierend, verließ er mit einem Blick heftigen Unwillens die Promenade und erwiderte abends im Cercle die scherzenden Anspielungen einiger Herren auf baldige Verlobung mit der Sportfreundin mit den bräutlichen Worten: Die Männer unsres Hauses sind nicht gewohnt, sich ihre Frauen auf dem Rutschboock zu juchen.“

„A la bonheur! Der nahm kein Blatt vor den Mund! Natürlich ergrühte man's der kleinen Gräfin wieder?“

„Cela va sans dire! — Aber was war die Folge? — Am nächsten Tage standen Scullerboot, Park-Phaeton, Four-in-hand zu öffentlichem Verkauf aus, und auf der Assemblée zwei Tage später, wo beide sich trafen, umwarb sie den herben Beurteiler ihrer Passionen mit der demütigen Zärtlichkeit eines siebzehnjährigen Milchmädchens!“

„Sapristi! — Sollt' man's glauben! — Nun — und der Effekt davon?“

„Sie können noch fragen!... Der Effekt war die zwei Tage später erfolgende feierliche Verlobung!“

„O Weiber! Weiber! — Wer kennt euch aus! — Ein Meißerfreich!“

„Allerdings! — Doch wollen wir nicht glauben, daß die charmante kleine Sportsfreundin das Lenken damit ganz aufgegeben habe.“

„Wird der lenkfame Chemann sein!“

„Certainement! — Ja diese Weiber! — O! —“

Ludw. Ziemssen.

Deutsche Lehrerinnen im Auslande.

Von W. Weyergang.

Nachdruck verboten.

Mag man neuerdings vor weiterem Überandrange zum weiblichen Lehrberufe warnen, mögen die Darinwirkenden in Stunden der Enttäuschung offen die Schattenseiten beklagen, zweierlei hat er jeder andern Frauenthätigkeit voraus: die mehrmals jährlich wiederkehrenden Ferien, ohne Einbuße am Gehalte, und die Möglichkeit, auch ohne besonders reichliche Mittel, allein und unbeanstandet ein gut Stück von Gottes schöner Welt, von fremder Länder Brauch und Sitte kennen zu lernen.

Vielleicht ist letzteres mit ein Grund, der, in angeborenem deutschen Wanderhange, mancher nach Selbstständigkeit ringenden Frauennatur den Wunsch weckt, sich allzu willig „als für das Lehramt qualifiziert“ prüfen zu lassen.

Wie viel Jugendzeit und Kraft, neben oft kaum rentierendem Kapitale, solche Vorbereitung kostet, bleibe einer spätern Arbeit nachzuweisen vorbehalten.

Wir kommen wieder, gefördert an Sprachkenntnissen, mit erweitertem Gesichtskreise, tröstet die ins Ausland Fortstrebenden sich und die Ihrigen, „und dadurch gefördert auch in untrer Erwerbsthätigkeit in der Heimat und für Anstellung in höheren Lehramte.“

Täuschung! in den meisten Fällen nur Täuschung! Von Privatschulen und den städtischen in kleineren Provinzialorten abgesehen, werden für den fremdsprachlichen Unterricht in höheren Mädchenklassen meist jetzt Philologen ange stellt.

In der deutschen Reichshauptstadt aber findet an höherer städtischer Töchterchule keine Lehrerin mehr Anstellung, die sich nicht zuvor an dortiger Kommunalchule bewährte und ihre Prüfung auch als Turn- und Handarbeitlehrerin bestand. Nach dem 28. Lebensjahre eintretend, hat sie keine Pensionsberechtigung, kein Anrücken im Gehalte zu erhoffen.

Das Streben der meisten deutschen Lehrerinnen aber zielt Mitte der Zwanziger — gegen Ende der ersten Sturm- und Drangperiode — nach fester, weil pensionsberechtigter Anstellung.

Vorausgesetzt nun, daß die junge Lehrerin doch nicht gleich nach bestandnem Examen, das sie fortab erst nach vollendetem 19. Lebensjahre ablegen darf, die Heimat wird verlassen wollen, wird sie durch mehrjährige Lehrthätigkeit im Auslande für definitive Anstellung leicht zu alt.

Somit verbleibt zur Erfüllung der ins Ausland fortstrebenden Hoffnung nur eine Verwertung der dort gewonnenen Sprach- und Menschenkenntnis als

1) Erzieherin erwachsener Mädchen (finishing Governess),

2) durch Erteilung fremdsprachlicher Privatstunden oder 3) Begründung oder Übernahme einer eigenen Schule.

Alles dreies aber bleibt prekär, wenn nicht ein besonderer Glücksstern leuchtet; es giebt auch strebsamer Lehrerinnen im lieben deutschen Vaterlande schon allzuvieler. Besonders in kleineren norddeutschen Städten lebt man noch allzuthüchlich des Glaubens, zur Erwerbsthätigkeit für Töchter besserer Kreise eigne sich (vor allem) der Lehrberuf.

Sich „berufen glauben“ aber genügt nicht; es gehört dazu auch „berufen werden“, d. h. Beschäftigung, Erwerb darin finden.

Und das hält — wie jedes Überangebot die Wertschätzung der Leistung herabdrückt — im lieben deutschen Vaterlande schon recht schwer.

So treibt denn nicht allein ein Sehnen in die Ferne, recht oft auch ein mißverständenes „noblesse oblige“ die junge deutsche Lehrerin ins Ausland.

Leider nur erklingt auch von dort amtlich wie privatim meist die Antwort zurück: „Nicht mehr deutsche Lehrerinnen hierher; unser Bedarf ist gedeckt.“

Um so gebieterischer stellt sich die Notwendigkeit heraus, soll der erhoffte, auch pekuniäre Erfolg erzielt, Enttäuschung und Demütigungen erspart werden, sich im voraus mit den im Lande herrschenden Anschauungen und allen zweckfördernden Einrichtungen vertraut zu machen.

Wenden wir uns zunächst nach Frankreich.

Erfahrungsmäßig führte bisher der Weg der deutschen Gouvernante (meist) über Paris nach England und — weiter. Erwartet doch der Ausländer, daß die für seine Kinder zu gewinnende Erzieherin außer ihrer Muttersprache eine andre beherrsche; und daß sie als Deutsche musikalisch sei, setzt er, außer in Italien und Ungarn, als selbstredend voraus.

Wie es aber um unsre französische Sprachgewandtheit steht, habe ich gleich an französischer Grenze i. Z. an mir selbst erfahren.

„Café au lait?“ fragte mich der Kellner während der Zolldreivision im Bahnhofs zu Verbiers.

„Oui Monsieur.“

Aus der Unkenntnis in seiner Rechten, einer ähnlichen in seiner Linken zugleich sloß in die vor mir stehende Kümme ein milchliches Kaffeegebräu.

Ich sah die gleich mir Bedienten die daneben liegende Brotschnitte hineinschneiden und es gleich einer Suppe auslöffeln.

„Merci Monsieur; pas cela!“ Den Kaffee mit dem Eßlöffel zu genießen, widerstrebte mir.

„Café noir? Café francais? Café Gloria? Café Massa Grand?“ sprudelte es von des Kellners Lippen.

Ich entschied mich für letzteren und sah neben der mit schwarzem Kaffee gefüllten Tasse ein Streichholzblüchlein und eine Flasche voll Araf vor mir.

Danke! — Ich hatte guten Grund, mir für die nächtliche Weiterfahrt einen klaren Kopf zu wünschen.

Nach erneuter Bezahlung erfrischte mich endlich, als Café Gloria, aus hohem Stangenglase ein unserm Wiener Kaffee ähnliches Getränk.

Sei die kleine Episode hier verziehen! Wer im fremden Lande ohne vermeidlichen Geld- und Zeitverlust zum Ziele kommen will, sollte auch über kleine lokale Eigenarten orientiert sein.

Ich meine noch heute diese erste kleine Sprachlektion und Lehre, die mir in mitternächtlicher Stunde an der Grenze ein

